

## ...sonst fällt ein Piano auf dich

Wie in einem Traum. Einem wunderbaren Traum. So fühlte es sich an, als ich diesem anderen Jungen gegenüberstand, so nah, dass er mein komplettes Sichtfeld ausfüllte und ich alles um uns herum vergaß. Ich vergaß die Nervosität, die mich zittern ließ. Vergaß all die Menschen um uns herum, die uns gerade sehen konnten. Vergaß sogar die kleinen Stimmen in meinem Kopf, die mir sonst immer Zweifel oder Angst zu zuflüstern versuchten. In diesem Moment gab es nur ihn. Er sah mich aufmerksam an mit seinen dunklen, sanften Augen. Als seine Hand vorsichtig die meine ergriff, breitete sich in mir eine Wärme aus, die meinen Körper mit Geborgenheit und Freude erfüllte. Sie stieg in meinen Kopf, brachte mich zum lächeln. Er erwiderte es. Dann strich er mir mit seiner Hand über die Wange. Seine Lippen näherten sich und ich schloss die Augen. Doch egal wie groß meine Freude in diesem traumhaften Moment war, meinen ersten Kuss sollte ich nicht bekommen. Ein Ton ließ meine Augen sich wieder öffnen. Ein immer näher kommendes Pfeifen, das ich leider nur zu gut zuordnen konnte und das mich auf gehässige Weise daran erinnerte, dass dies kein Traum, sondern harte Realität war. Eine Realität, in der es keinen Platz für meinen ersten Kuss gab. Ich blickte zu Boden und erkannte einen Schatten, der sich über mich gelegt hatte und immer größer zu werden schien. Ein Blick nach oben war nicht nötig. Ich wusste auch so, dass sich direkt über uns ein Piano im freien Fall befand, groß genug um ein verbotenes Pärchen zu erschlagen. Ein letztes Mal blickte ich in seine Augen und konnte Verwirrtheit darin lesen. Dann stieß ich ihn von mir und rannte weg. Das Pfeifen brach augenblicklich ab. Und während mir eine Stimme noch „Robin“ hinterher rief, rannen mir die Tränen über mein Gesicht. Tränen der Enttäuschung und der Wut.

Ich merkte schon ziemlich früh, da war ich noch ein kleines Kind, dass ich anders war als die Jungs um mich herum. Ich spielte nämlich gern im Sandkasten. Das ist an sich nichts schlimmes, doch in meinem Kindergarten war der Sandkasten Mädchenterritorium. Hier wurde gebacken und Zöpfe geflochten und gnadenlos gerupfte Gänseblümchen voller Liebe in Sandbeete gepflanzt. Und inmitten der „doofen Mädchen“ saß ich und vermisste weder Raufereien um die Schaukel noch die aufgeschürften Arme und Beine, die man bekam, wenn man vom Baum gefallen war. Doch auch wenn die Erwachsenen sich deswegen wohl ihren Teil über den kleinen Robin gedacht haben, für uns Kinder machte all das keinen Unterschied. Bis zu jenem Tag, an dem sich zeigen sollte, dass ich wirklich nicht so war, wie die anderen Jungs. Manchmal kam es nämlich vor, dass ich nicht der einzige Junge im Sandkasten war. Selten genug, aber es kam vor, auch wenn man eigentlich annehmen musste, dass es sich bei den Gestalten, die sich dann näherten, eher um Wesen handelte, die in Jungs-Verkleidungen herumliefen. Mit den ständig lauten und ruppigen Jungs hatten die bis auf das Aussehen nicht viel gemeinsam. Sie betraten den Sandplatz mit leicht geröteten Wangen und unsicherem Lächeln. Wenn sie dann etwas zu den Mädchen sagten, dann in normaler Lautstärke und mit einer bisher nicht bekannten Freundlichkeit. Mich faszinierten diese Jungs. Sie wirkten so friedlich, einfach süß. Ein wenig peinlich berührt formten sie dann mit ein wenig Sand und Wasser, wenn sie sich besonders viel Mühe geben wollten, noch mit ein paar Blättern und anderem Naturmaterial, einen Sandkuchen. Dann sprachen sie mit feuerrotem Kopf: „Lara, den hab ich für dich gebacken“, worauf die anderen Mädchen anfangen zu kichern, als hätte jemand einen Witz erzählt, den nur ich nicht mitbekommen habe. Mit etwas Glück bekam dann der Kuchenbäcker einen Kuss von der Lara oder der Amira oder wer auch immer das Sandgebilde überreicht bekam. Ein merkwürdiger Ritus, doch sobald er abgeschlossen war, kehrte alles wieder in den Normalzustand zurück und ich war wieder der einzige Junge im Sandkasten. Normal war auch, dass

ich selber Kuchen über Kuchen formte, sie aber niemandem schenkte. Bis zu jenem Tag.

„Ohh, Robin, für wen machst du denn diesen wunderschönen Kuchen?“

Im ersten Moment war ich total erschrocken, da mir diese Frage bisher noch nie gestellt wurde. Ich blickte auf und sah in die glänzenden Augen von Ilka. Schon als Kind der Typ Mensch, dem die absolute Fröhlichkeit und Unbekümmertheit wie eine tägliche Pflegecreme ins Gesicht eingezogen ist. Und diese Augen schauten mich nun erwartungsvoll an.

Weil ich mir gar keine Gedanken darüber gemacht hatte, schließlich war es ja auch noch nie nötig gewesen, fragte ich einfach: „Magst du ihn haben?“

„Ohh, Robin, aber so geht das doch nicht. Du musst ganz genau wissen, wem du deinen Kuchen schenken magst.“ Sie rückte ein wenig näher an mich ran, als würde mir das mehr Klarheit bei der Entscheidung verschaffen. Klar war aber nur, dass ich den Kuchen keinem Mädchen schenken wollte. Immerhin saßen die alle Tag für Tag hier zusammen mit mir und konnten sich ihre Kuchen selbst formen. Ich kratzte mich am Kopf.

„Kann man auch Jungs so einen Sandkuchen schenken?“

Ilka blickte ernst in den Himmel. Sie musste wohl auch erst mal überlegen, schließlich hatte es das vorher noch nie gegeben. Dann strahlte sie mich mit ihrem Ilka-Lächeln an.

„Aber natürlich geht das. Warum denn nicht?“

Das konnte ich ihr auch nicht sagen und das war Grund genug für mich, zu glauben, dass es wirklich geht. Ich wusste auch schon, wem ich den Kuchen geben wollte. Es gab einen von den Jungs, der kam immer wieder mal in den Sandkasten und schenkte einem Mädchen nach dem anderen seinen Sandklumpen. Ich beobachtete ihn immer total gern, denn abgesehen von roten Wangen hatte er auch noch eine kleine Zahnücke. Es war nur logisch, dass ein Junge mit einem so besonderen Merkmal meinen Sandkuchen bekam. Ich versuchte also, so gut es ging, meinen Sandkuchen zu transportieren - stabil genug war er dafür, schließlich war ich ein Profi - und verließ den Sandkasten. Je näher ich meinem Ziel kam, desto weicher wurden meine Knie, was ich total ulkig fand.

„Hier, magst du meinen Sandkuchen haben?“ Ich lächelte tapfer. Doch gerade als ich ihm meinen Sandkuchen entgegen hielt, spürte ich einen Stoß und fiel hin. Der Junge hatte mich zu Boden geschubst. „Bist du verrückt? Du darfst mir doch keinen Sandkuchen schenken.“

„Warum denn nicht?“, fragte ich mit zittriger Stimme. Ich war ein wenig den Tränen nah, rappelte mich aber trotzdem auf und versuchte den Sand aus meinen Klamotten und Haaren zu bekommen.

„Das verärgert doch das Fräulein und dann lässt sie ein Piano auf dich herunterfallen.“

Ich stand mit offenem Mund da. „Oh, das wusste ich nicht.“

„Ist schon in Ordnung, mein Robin, jetzt weißt du's aber.“ Er klopfte mir noch kurz auf die Schulter, dann ließ er mich allein auf der Wiese stehen.

Ich blickte in den Himmel. Er war völlig klar. Keine einzige Wolke, kein Piano. Grübelnd ging ich wieder in Richtung Sandkasten. Es machte keinen Sinn, dass das Fräulein etwas dagegen hatte, dass Jungs Sandkuchen geschenkt bekamen. Und traurig murmelte ich in mich hinein: Ich würde zu gerne mal einen Sandkuchen geschenkt kriegen.

Natürlich wusste ich, wer das Fräulein war, auch wenn es mich in den jungen Jahren noch nicht sonderlich beschäftigt hatte. Das Fräulein, das war eine Person, der man vor jeder Mahlzeit dankte, dass man nicht verhungern musste. Ich begriff zwar nicht, warum ich dankbar sein musste, schließlich war es meine Mutter, die die Einkäufe bei uns erledigte, aber es musste schon seine rechte Ordnung so haben. Außerdem musste das Fräulein wohl eine sehr lustige Person sein, denn es gab jede Menge Festtage, an denen ihr zu Ehren gefeiert und an sie gedacht wurde. Und das überall auf der Welt. Ich konnte mir vorstellen, dass es für sie unmöglich war, auf jeder Party zu erscheinen, doch ich war überzeugt, dass sie bestimmt Jahr für Jahr ein paar Familien mit ihrer Gegenwart beehrte und irgendwann auch zu uns kommen würde.

Je älter ich wurde, umso mehr erfuhr ich über das Fräulein. Nicht nur war sie für Feste und gutes Essen zuständig, sondern legte auch fest, was Recht und was Unrecht war. Was ich am allermeisten bewunderte, war ihr Wissen darüber, was einen nach dem Tod erwartete. Ich musste diese Frau unbedingt kennen lernen. Meine kindliche Naivität wurde jedoch langsam beseitigt, als mir klar wurde, dass es sich bei dem Fräulein nicht um einen Menschen handeln konnte. Sie wohnte nicht in einem Haus und konnte mir nicht einfach auf der Straße begegnen, sondern sie thronte irgendwo da draußen als Zentrum einer Religion, um nur dann und wann einen kleinen Jungen mit einem Sandkuchen in der Hand mit einem Piano zu bewerfen. Um ehrlich zu sein, wollte ich sie gar nicht mehr als Gast bei uns haben. Ja, sie wurde mir immer unsympathischer. Von meiner Mutter hatte ich schon mitbekommen, dass die Strafe für böse Menschen, also für wirklich böse, böse Menschen, ein Piano war, dass aus heiterem Himmel auf sie herab flog und sie unter sich zerquetschte. Das Fräulein war dabei Richter und Henker zugleich. Sie machte die Regeln, wer ein Piano verdiente und sie führte es auch aus. Ziemlich grausam, dachte ich mir und konnte das Bild eines blutüberströmten Armes, der mit Klaviertasten gespickt war, nicht mit den fröhlichen Feiertagen in Verbindung bringen. Doch es war für mich noch nachvollziehbar, wenn ein Dieb oder ein Mörder so eine Strafe zu erwarten hatte. Aber ... wegen eines Sandkuchens? Aber natürlich war es nicht wegen des Sandkuchens. Es war wegen vieler Kleinigkeiten, die aber anscheinend ein großes Ganzes bildeten, denn die Warnung mit dem Piano bekam ich im Laufe meines Lebens noch öfter zu hören, gerade so, als würde sie mir auflauern. So saß ich einmal ohne böse Vorahnungen vorm Fernseher, als plötzlich die Stimme meiner Mutter bemerkte: „Robin, wie sitzt du denn da? Nicht, dass dir mal ein Piano auf den Kopf fällt.“

Ich erschrak, löste meine übereinander geschlagenen Beine voneinander und versuchte, mich möglichst so auf den Sessel zu lümmeln, wie es die anderen Jungs im Kindergarten stets taten.

Ich wusste, ich war kein Dieb und ein Mörder sowieso nicht, doch für mich war klar, dass es für mich irgendeine Kategorie gab, auf deren Angehörige sich das Piano stürzte wie ein hungriges Raubtier. Danach zu fragen kam nicht in Frage, und daher musste ich, solange ich nicht wusste, was ich war und was alles zu unrechten Dingen zählte, wachsam sein und mir die größte Mühe geben, meine Fehlritte zu vertuschen. Und so lernte ich, dass das Fräulein es nicht gut hieß, wenn ich mit Puppen spielte. Auch hatte das Fräulein etwas dagegen, wenn ich Mamas teure Perlenkette um den Hals trug oder im Bekleidungsgeschäft ein pinkes T-Shirt anziehen wollte. Es war anstrengend, auf diese sinnlosen Details zu achten. Ich sollte jedoch eines Tages die Fähigkeit bekommen selbstständig das Unrechte zu erkennen, ohne auf die Warnungen meiner Mutter oder sonst wem angewiesen zu sein. Ich war ein Fan einer Boy-band. Ziemlich coole Musik machten die und süß sahen sie auch noch aus. Mein Zimmer strotzte nur so von Postern dieser Band. Doch es konnten natürlich nie genug sein und so suchte ich nach einer günstigen Stelle für meine neuste Errungenschaft. Eben wollte ich Tesastreifen anbringen, da hielt ich inne. Ein Ton. Ein leiser Ton, wie in den Cartoons, wenn etwas in die Tiefe fiel. Ich erstarrte und suchte verzweifelt mit meinen Augen alles ab, was irgendwie verdächtig sein konnte. Ich trug keinen Schmuck, meine Kleidung wirkte auch erlaubt und Sandkuchen ... ach, vergiss endlich diese Sandkuchen. Und dann sah ich in meinen Händen das Poster genauer an. Die Bandmitglieder posierten in Badehosen an einem Strand. Sie wirkten attraktiv mit ihren kräftigen Oberarmen, dem strahlenden Zahnpastalächeln und ... und ... und endlich machte es in meinem Kopf „klick“. Ein Reflex ließ das Poster zerreißen, knüllte es zusammen und warf es weit von mir. Ich horchte auf, doch der Ton war verschwunden. Ich konnte es nicht fassen. Das war es also. Der Grund, warum ich zerquetscht werden sollte. Es hatte damals nicht am Sandkuchen gelegen. Es lag an dem anderen Jungen. Nein, es lag an mir und daran, dass ich andere Jungs toll fand. Hilflos blickte ich in die Gesichter der Bandmitglieder an meinen Wänden. Wenige Momente später lag ich heulend in meinem Bett, umgeben von Papierfetzen und kahlen Wänden. Und dabei wiederholte ich in meinem Kopf immer und immer wieder eine Begriffsreihe, ohne dass die Zusammengehörigkeit der Wörter an Sinn gewann: Diebe, Mörder ... und ich.

Ich stand in der Schlange, ein wenig genervt und wartete, dass ich endlich meine Bestellung aufgeben konnte.

„Einen Strawberry and Cream, bitte. Mittel.“

„Darf's noch etwas sein?“, wurde ich von der nicht allzu freundlichen Mitarbeiterin gefragt, aber da war ich schon weiter gegangen zur Ausgabe der Bestellungen. Hinter mir hörte ich Ilka versichern, dass sie das übernimmt. Leise flüsternd fügte sie noch irgendwas mit „16. Geburtstag“ hinzu, wobei das bei Ilka bedeutete, dass es nur der ganze Laden mitbekam. Und ja, es war die Ilka aus Kindheitstagen, auch wenn wir uns nach dem Kindergarten aus den Augen verloren hatten. Erst vor ein paar Jahren sind wir wieder aufeinander getroffen und sie hatte mich ohne zu fragen sofort wieder in ihr Herz geschlossen. Ich schätze, etwas Besseres konnte mir nicht passieren, denn nach meinem inneren Outing, wie man das ja nennt, wurde aus mir ein ziemlicher Einzelgänger. Von den wenigen Freunden, die ich bis dahin noch hatte, zog ich mich zurück. Neue Kontakte ließ ich gar nicht erst zu. Und wahrlich ich sage euch, jeder, der behauptet, dass er ohne Freunde glücklich wäre, lügt. Das oder er ist einfach nur unglaublich dumm. Ich gehöre zu den Lügner. Von Pianos blieb ich allerdings verschont.

Bei Ilka darf man übrigens nicht auf Schonung hoffen. Sie hatte mich sofort in ihren kleinen Freundeskreis integriert und zusammen sind wir mittlerweile eine richtig feste Clique. Ich nahm mein Getränk von der Theke, streute noch mal ordentlich Vanillepulver drüber, nicht, dass es was bringen würde, und steuerte eine Sitzecke an. Dennis erwartete mich bereits.

„Happy Birthday, Kleiner“, lächelte er. Ich ließ mich neben ihm nieder. Dennis stand Ilka in Punkto Fröhlichkeit und Elan in nichts nach, was die Disziplin „dumme Sprüche“ anging, machte ihm allerdings kaum einer was vor. Aber er war nicht nervig, im Gegenteil. Durch mich eher ruhigen und meist misstrauischen Zeitgenossen stellte er einen Gegenpol dar, der meine Anwesenheit erträglicher machte. Das half mir ungemein beim Auftauen. Klar, ich bin jetzt ein richtiger Jugendlicher, ich sollte cool sein und mich auf die besten Jahre meines Lebens freuen. Sorry, aber ich hab eine gefühlte Ewigkeit an sozialer Kompetenz nachzuholen. Doch ich glaube, die anderen spüren das und geben mir die Zeit, die ich dafür benötige, was mir sehr viel bedeutet. Leider bin ich mir aber auch nicht völlig sicher, ob sie hinter meiner Art nicht ein schreckliches Trauma vermuten. Wobei, so sehr Unrecht hätten sie damit ja nicht mal.

„Hey Dennis!“ Ilka rauschte herbei und schenkte Dennis eine Umarmung, so überschwänglich, dass Dennis seine gewohnten „ich bin kurz vorm Ersticken“-Verrenkungen machte. Auch wenn sich meine Miene nicht veränderte, genoss ich es. Dennis war wie 'ne Art kleiner Bruder. Einer, der auf den richtigen Moment wartet und dann mit großem „AHA“ in dein Zimmer stürmt, wenn er vermutet, dass du gerade mit einem Mädchen zu Gange bist. Ilka hingegen wirkt wie ein zu Mensch gewordenes Bonbon, von dem kleine Kinder leuchtende Augen kriegen, wenn der Großvater es ihnen entgegen streckt. Sie trägt immer eine knallrote Wollmütze, selbst im ... oh Gott, ja, selbst im Sommer, und wenn ihr nicht mal diese Hitze die gute Laune verderben kann, was denn dann?

„Oh man, so cool, dass wir hier sind.“

„Wieso?“, fragte Dennis.

„Na ja, ich liebe diese Coffee Shops.“

„Dein Ernst? Ist nicht dein Ernst! Diese Ketten sind total Mainstream, ich hasse sie. Findest du nicht auch, Robin?“

„Ich ...“, doch Dennis ließ mich gar nicht ausreden.

„Siehst du, er stimmt mir zu.“

Ilka entgegnete nichts und nahm einen Schluck aus ihrer Tasse. Dabei sah sie sich suchend um. Klar, denn es fehlte ja noch jemand. Und das war der Haken an der ganzen Freundschaftskiste. Der Fail, wenn man so wollte.

„Hey Hope!“, rief Ilka durch den ganzen Laden. Sämtliche Blicke waren zur Tür gerichtet, wo nun ein gutaussehender junger Mann eintrat. Das war der Haken. Erinnert ihr euch an den Jungen, dem ich den Sandkuchen schenken wollte? Für seinen Schubs hatte ich mich vor ein paar Tagen erst

revanchiert und ihn weggestoßen, kurz bevor es dazu kommen konnte, dass wir uns küssten. Oh nein, bloß nicht dran denken.

Die Leute hatten sich wieder ihren Gesprächen zugewandt. Hope holte sich eben auch ein Getränk, dann gesellte er sich zu uns.

„Mein Robin, ich wünsche dir alles Liebe. Hier dein Geschenk.“ Er streckte mir eine Schachtel entgegen.

„Was soll ich damit? Ich hatte gehofft, mein Geschenk würde das Geheimnis um deinen richtigen Namen sein?“

Kein Scheiß, aber weder Ilka noch wir beiden Jungs wussten Hopes richtigen Namen. Den Spitznamen hatte er sich selbst irgendwann verliehen und kaum war er einmal ausgesprochen, konnte sich niemand an der ganzen Schule daran erinnern, ob sie seinen eigentlichen Namen jemals wussten.

„Aber, aber, nichts zu danken. Und wenn du´s kaum erwarten kannst, darfst du dein Geschenk auch sofort öffnen.“ Wir wussten alle, dass Hopes Name verloren war, irgendwo zwischen der Frage nach dem Ei und dem Huhn und wo bei einem Baum hinten ist. Was anderes als eine Nicht-Beachtung meiner Frage konnte ich nicht erwarten. Also machte ich mich daran, das kleine Päckchen zu öffnen.

„KUCHEN!“, entfuhr es Dennis und er stach mit seinem Löffel zu. Seine Reaktion war so schnell gewesen, dass es zu spät war, als sein Hirn registrierte, wie wenig Widerstand der Paketinhalt doch dem Löffel geleistet hatte. Hustend und schimpfend spuckte er den Sand aus.

„Ihr seid alle Zeuge, das war ein Anschlag. Das wird teuer, Hope.“

„Doch eher für dich. Weißt du nicht, wie viel Geld manche Menschen für Sandstrahlreinigungen zahlen?“

„Was laberst du da, Hope?“, funkte ich dazwischen. Und das in ziemlich gereiztem Ton. Ich konnte die Emotion, die dieser Sandkuchen, ausgerechnet auch noch von Hope, in mir hervorrief nicht genau beschreiben, aber sie war auf jeden Fall nicht positiv. „Und überhaupt, wieso schenkst du mir so was?“ Ich starrte ihn klagend an.

Es blieb still. Ilka rührte in ihrer Tasse und Dennis, der die Geschichte aus dem Kindergarten überhaupt nicht kannte, merkte dennoch, dass er besser mal die Klappe halten sollte.

Ich wartete noch einen kurzen Moment, doch was hätte Hope schon großartig antworten können. Schnell meine Jacke geschnappt und ich war zur Tür raus verschwunden.

„Robin, warte!“ Natürlich war er mir gefolgt. Ich blieb stehen.

„Es tut mir leid. Ich wollte dich nicht verärgern. Ehrlich gesagt ...“ Er stockte und machte Anstalten mich umarmen zu wollen.

„Nicht“, brachte ich heraus. Ich wollte, so oft es geht, diesen Tinnitus vermeiden, denn abgesehen davon, dass er meinen Tod verkündete, verursachte er auf Dauer Kopfschmerzen. Hope verstand. Natürlich verstand er. Es gab keinen verständnisvolleren und liebenswerteren Menschen als ihn. Wir gingen eine Weile spazieren, ohne auch nur ein Wort zu sagen. Irgendwann durchbrach er aber die Stille und setzte an: „Weißt du, Robin“, er sah mich von der Seite an, doch ich erwiderte seinen Blick nicht. „Es ist doch so, dass sich jeder verändert. Und manchmal, wenn man zurück blickt, dann bewertet man Situationen ganz anders als in dem Moment, als man sich darin befand. Weil man mehr weiß. Weil man es besser weiß. Und ... also was ich sagen will, ist, dass du mir deinen Sandkuchen damals gebacken hast, finde ich jetzt total süß.“

„Sandkuchen werden nicht gebacken. Zumindest dieser nicht.“ Ich wusste, dass ich ihm keine Chance ließ, indem ich gar nicht auf ihn einging. Aber das Leben war eben nicht fair. Was wollte er mir gerade sagen? Dass er so war wie ich? Und dass dieser Moment neulich von ihm vielleicht sogar gewollt war? Anzeichen gab es dafür keine. Wir waren Freunde und irgendwelche Flirt- oder Annäherungsversuche gab es von mir Klotz sowieso nicht.

Ein wiederholtes Mal war es Hope, der versuchte, das Gespräch voran zu bringen.

„Und übrigens, dich finde ich auch total süß.“ Seine Stimme flüsterte fast. Unsere Blicke trafen sich.

„Du weißt genauso gut wie ich, dass du das nicht sagen solltest. Erinnerst du dich noch an deine Worte von damals?“

„Das ist lange her, Robin. Wir haben uns entwickelt. Verändert. Und wissen manche Dinge nun besser.“

„BESSER?“, blaffte ich. „Was gibt es daran besser zu wissen? Die Regeln sind immer noch die alten oder hast du etwas anderes gehört?“ Ich ging weiter. Das war wohl alles, was ich konnte, dachte ich bitter. Weglaufen und verstecken. Verstecken und weglaufen. Wo war da die Gerechtigkeit? Zu allem Überfluss kreuzte ein Pärchen meinen Weg. Hand in Hand gingen Männlein und Weiblein nebeneinander her. Hätten sie meinen Blick aufgefangen, hätte sich ihr Schrittempo bestimmt erhöht. Ich starrte ihnen hinterher, während die Fragen, die immer und immer wieder durch meinen Kopf geisterten, wieder Gestalt annahmen. Warum durfte ich nicht glücklich sein? Womit hatte ich das verdient?

Ich bemerkte Hope, der wieder an meiner Seite stand. Eine Träne lief mir die Wange herunter. Eine zweite.

„Hope“, flüsterte ich.

„Was denn, mein Robin?“

„Ich will nicht von einem Piano erschlagen werden“, heulte ich. Die Tränen liefen mir über die Wangen und der Druck, der in mir herrschte, ließ nach. Ein wenig. Hope versuchte, seinen Arm um mich zu legen. Es wäre bestimmt schön gewesen. Doch ich ließ ihn nicht.

„Waaas? Aber das geht nicht, Robin, das geht mal gar nicht.“ Ilka war am Telefon. Nach meinem Gefühlsausbruch hielt mich nichts mehr davon ab, nach Hause zu gehen.

„Es ist dein Geburtstag, den kannst du nicht allein in deinem Zimmer verbringen.“

„Das verstößt in manchen Ländern bestimmt gegen ein paar Gesetze!“, rief eine Stimme aus dem Hintergrund.

„Ilka, ist Dennis noch bei dir?“

„Ja.“

Dennis in Hörweite und dennoch ein funktionierendes Telefonat?

„Erzählt ihr mir mal nichts von Gesetzen. Dass Dennis gerade nicht lautstark seinen „zu laut zum telefonieren“-Jingle anschlägt, könnte aus oben unten machen.“

Man singt diesen Satz übrigens immer und immer wieder zur Melodie von „for he's a jolly good fellow“. Probiert es aus, wenn demnächst jemand in eurer Nähe telefoniert. Es treibt Leute in den Wahnsinn, bringt aber selbst mich zum lachen.

„Aber wir holen das nach, o.k.? Gibt ja schließlich auch Wochenenden. Da vergessen wir was heute war und feiern noch mal richtig fröhlich deinen Ehrentag.“

„Aber sicher doch.“ Ich liebte Ironie.

„Deinen Unterton kannst du dir schenken, so fröhlich wie's für dich eben möglich is', klar? Aber gefeiert wird auf jeden Fall.“

„ZU LAUT ZUM TELEFONIEREN!“ Es war nur eine Frage der Zeit, bis Dennis sich nicht mehr zusammen reißen konnte.

„Unser Stichwort, Ilka. Wir sehen uns dann morgen. Danke für deinen Anruf.“

Und dann war es still. Langsam dämmerte es auch schon draußen und ich knipste mir Licht an. Ansonsten saß ich da. Manchmal hatte ich diese Momente, wo ich an nichts dachte und einfach nur vor mich hinstarrte. Wie schnell die Zeit dabei verflog. Wer brauchte schon Drogen, ich konnte auch einfach so abschalten. Und wenn ich mir den Kick geben wollte, dann kramte ich ein Buch hervor. Ehrlich, ich hab die letzten Jahre mehr gelesen als sonst was. Nicht mal schlafen kann damit konkurrieren. Beim Lesen tauchte ich in eine andere Welt ein und war dann auch wirklich weg. Wörter und Sätze formten sich dabei vor meinem inneren Auge zu Bildern und ließen mich die komplette Geschichte hautnah miterleben. Es half über die Langeweile des freudlosen Alltags hinweg zu trösten. Ich griff nach einem kleinen Päckchen. Hope hatte daran gedacht mir nicht nur

hinterher zulaufen, sondern mir netterweise auch das Geschenk von Ilka und Dennis hinterher zutragen. Die beiden wussten, dass sie mit Büchern nichts falsch machen konnten. Der Titel war ganz egal, ich fing sofort an zu blättern. Normalerweise wurde ich auch sofort von einem Buch gefesselt, doch nicht diesen Abend. Schon auf der ersten Seite schlich sich ständig Hope in meine Gedanken und auf Seite vier gab ich den Versuch, ungestört lesen zu können, auf.

Mir ging das Gespräch mit Hope nicht aus dem Kopf. Was hatte er gesagt von Veränderung? Ich wusste nicht genau, was er mir damit sagen wollte und noch weniger, warum es ihm scheinbar so wichtig war.

Ich klingelte. Seit meinem Geburtstag sind schon ein paar Tage vergangen und seitdem habe ich weder Hope noch die anderen beiden außerhalb der Schule gesehen. Also stand ich vor Hopes Haustür. Ich vermisste ihn und trotz aller Hindernisse musste ich ihn doch sehen und zumindest ein wenig bei ihm sein können, um zu wissen, dass alles gut war. Sein Vater öffnete mir.

„Robin, schön, dass du da bist. Hope hatte gar nicht erwähnt, dass du zu Besuch kommst.“ Unglaublich, sogar seine Eltern nannten ihn Hope. „Aber komm rein, du bist hier ja immer herzlich willkommen. Du kennst ja den Weg, nicht wahr? Geh einfach zu, Hope ist in seinem Zimmer.“

„Was machst du denn hier, mein Robin?“, begrüßte er mich Freude strahlend. „Mit dir hab ich überhaupt nicht gerechnet.“ Der Zustand seines Zimmers bekräftigte seine Aussage. Verzweifelt versuchte der arme Hope wenigstens ein paar Taschentücher wegzuzwerfen. Ich grinste in mich hinein.

„Du bist doch gar nicht erkältet“, stellte ich frech fest.

„Weißt du das so genau?“ Er zwinkerte. „Du hast lange nicht mehr hier übernachtet. Gerade nachts könnte ich dich eines Besseren belehren.“

Tinnitus.

„Wollen wir was essen? Hast du Hunger?“

„Ja, können wir machen.“ Wir verließen sein Zimmer und machten uns auf in die Küche. Ich ging voran, schließlich ging ich hier schon seit über einem Jahr ein und aus. Ich kannte das Haus und die Räume, und es war wirklich ein großes Haus. Hopes Eltern verdienten ziemlich gut. Wer weiß, vielleicht hatte sich Hope den Namen ja sogar gekauft. Ich schlenderte den Flur entlang, da erstarrte ich. Aus den Augenwinkeln hatte ich etwas wahrgenommen. Etwas Großes, das im Raum zu meiner Seite stand und das bis vor kurzem noch nicht da gewesen ist. Ich drehte meinen Kopf zur Seite und setzte einen Schrei an. Hope hielt mir den Mund zu.

„Hey, mein Robin, es ist alles o.k. Bleib ruhig.“ Er schob mich in den Raum und schloss die Tür.

„Was ist das? Was macht das hier? Wieso habt ihr so was?“

Mitten im Raum, der eigentlich ein Büro war, stand ein Klavier. Ich ließ es nicht aus den Augen.

„Jetzt beruhig dich erst mal. Und überleg doch mal, es ist nur ein Musikinstrument. Das tut keinem was. Es kann dich nicht beißen und da es hier bei uns steht, kann es auch nicht auf dich herunterstürzen.“ Sorglos setzte sich Hope auf die Bank vor dem Klavier. Ich jedoch presste mich an die Wand, um so weit wie möglich von dem Ding entfernt zu sein.

„Ihr wisst, dass es manche unter den Leuten gibt, die finden, dass ein Piano als heiliges Instrument nichts in einem normalen Haus zu suchen hat, ja?“

„Das tun wir.“

„Wie seid ihr überhaupt da ran gekommen? Die meisten Leute trauen sich aus Ehrfurcht nicht so ein Teil zu verkaufen, geschweige denn eines zu kaufen.“

Hope lockerte seine Finger. „Mein Robin, ich kann mir denken, dass du verwirrt bist und wie die meisten Leute hast auch du erstmal Respekt vor diesem Instrument.“

Respekt? Angst war da wohl treffender. Panik!

„Aber sieh mal, es ist, wie gesagt, nichts weiter als ein Instrument. Du kannst gern da an der Wand stehen bleiben und ich spiel dir ein wenig vor. Ich hab dir das nie erzählt, und auch sonst weiß es eigentlich niemand, weil es heißt, nur den höchsten Würdenträgern, die in den Diensten des

Fräuleins stehen, sollte die Ehre zuteil werden, Klavier spielen zu können. Aber ich habe heimlich Unterricht erhalten. Mein Lehrer ist wirklich toll und die Töne, die ich dem schönen Teil hier entlocken kann, sind wundervoll.“

Und er fing an, zu spielen. Und auch wenn ich unglaublich voreingenommen war, auch wenn ich Angst hatte und nur noch weg wollte, er hatte recht. Die Musik, die er spielte, klang einfach nur wunderschön. Langsam kam ich näher. Das ungute Gefühl nahm nach und nach ab, mit jedem weiteren Ton. Dafür stieg nun die Neugier. Ich setzte mich neben Hope auf die Bank und starrte wie gebannt auf seine flinken Hände, die die Tasten dirigierten, als würden sie unter seinem Befehl stehen.

„Das klingt ... du spielst echt sehr gut“, stammelte ich.

„Danke.“ Mehr sagte er nicht. Er wirbelte mit seinen Fingern über die Tasten, spielte wie das Fräulein höchstpersönlich es wohl nie schöner hingebracht hätte. Die Klangfarbe veränderte sich. Hopes Spiel wurde sanfter.

„Weißt du“, murmelte er. „Es gibt etwas, das ich dir nie erzählt habe.“

Der Name. Sag mir deinen Namen.

„Damals im Kindergarten“, ich stöhnte innerlich. Wieso konnte er nicht damit aufhören. Für mich war es so schon schwer genug.

„Damals da hab ich den Mädchen immer Sandkuchen gemacht, allerdings waren mir die Mädchen völlig egal. Ich bin immer nur zum Sandkasten, weil ich ein wenig in deiner Nähe sein wollte.“ Sanft schwebte die Melodie durch den Raum gepaart mit Hopes Worten. Er wollte in meiner Nähe sein. Das klang noch viel schöner als die Musik.

„An dich war schwer ranzukommen, du hattest ja eigentlich keine große Lust mit uns anderen zu spielen, zumindest nicht sehr oft, deshalb habe ich es eben auf diesem Weg getan. Doch ich war nie mutig genug, dir einen Kuchen zu backen.“ Ich schluckte. Mut? Das war kein Mut von mir damals gewesen. Es war Leichtsinn. Dumme Unwissenheit, die mich Kopf und Kragen hätte kosten können.

„Als du dann auf mich zukamst, war ich total überfordert, weil ich damals glaubte, es wäre etwas Verbotenes.“ Hopes rechte Hand entfernte sich von den Tasten, wodurch nur noch die tiefe Begleitung ruhig vor sich hinbrummte. Seine Hand streichelte sanft über meine. Der Tinnitus blieb aus. Nun hatte Hope völlig zu spielen aufgehört und sah mich an. Er strich mir durch die Haare. Verwirrt. Ich war so verwirrt. Wieso sagte Hope mir so etwas? Ich selbst habe Jahre lang penibelst darauf geachtet, dass es niemand erfährt. Er rückte näher an mich ran. „Mein Robin, ich würde dich gerne küss...“

Mit einem lauten Poltern fielen wir nach hinten. Wie die Bank einfach so umkippen konnte, wusste ich nicht. In dem Moment wusste ich nur, dass ich am Boden lag und über mir ein monströses Piano auf mich herabsah. Panik ergriff mich.

„Hope, ich muss hier weg. Tut mir leid, ich ... ich muss hier raus.“

Ohne ein weiteres Wort verließ ich das Haus. Nicht mal für eine Verabschiedung bei seinen Eltern ließ ich mir Zeit. Ich rannte, als würde es um mein Leben gehen. Begleitet wurde ich vom Tinnitus. Doch je weiter ich lief, umso mehr wurde der Ton von etwas anderem übertönt. Einer sanften inneren Stimme, die mir sagte, es könnte nichts passieren. Es würde nichts passieren.

Mein Handy klingelte. Ilka.

„Wie geht's dir?“

„Geht.“ Mehr wusste ich nicht zu sagen. Der Besuch bei Hope war wieder eine Woche her und ich hatte mich bei niemandem mehr gemeldet. In der Schule beließ ich den Kontakt beim nötigsten. Aufgewühlt wie ich war, und das nun schon tagelang, hatte ich keine Lust auf Gesellschaft.

„O.k., Robin, ich wollte auch nur fragen, ob es dieses Wochenende klappt mit dem Nachholen deines Geburtstags. Ist ja jetzt schon ein wenig her.“

„Kriegen wir hin.“

„Gut, ich zähl auf dich. Und Robin“, sie machte eine kurze Pause. „Lies doch mal wirklich das Buch von Dennis und mir durch.“

Ich befolgte Ilkas Wunsch und nahm mir, kaum dass ich aufgelegt hatte, das Buch zur Hand. Und so aufgewühlt und unkonzentriert ich auch die letzten Tage war, das Buch schob nun doch alles bei Seite und ließ mich in sich eintauchen. Ein gutes Buch. Das fiel mir schon auf den ersten Seiten auf. Ein wenig sonderbar, doch weglegen konnte ich es nicht mehr.

Es wurde eine sehr lange Nacht. Oder kurze, je nachdem, wie man es sehen wollte. Auf jeden Fall hatte ich nicht viel geschlafen. Das Buch hatte ich dafür von vorne bis hinten durchgelesen.

„Wie siehst du denn aus?“

„Wie neugeboren?“

Dennis legte seinen Kopf schief. „Ja, das war das zweite was mir eingefallen wäre. Aber spontan hätte ich vermutet, dass du vom Monster unterm Bett gefressen und wieder herausgekotzt wurdest. Wobei das ja irgendwie vergleichbar ist.“

„Wo sind die anderen? Mann, Dennis, danke für dieses Buch. Wo ist Ilka?“

„Die beiden anderen kommen später, bis dahin darfst du dich mit meiner Anwesenheit schmücken.“  
Wir saßen im Stadtpark. Na ja, eigentlich war es kein wirklicher Park, eher eine kleine Grünanlage mit großem Brunnen rund um den alten Wasserturm herum. Er war zwar eher schlicht, nicht allzu groß und natürlich schon lange nicht mehr in Betrieb, aber er strahlte trotzdem eine gewisse Präsenz aus. Es war toll hier und eigentlich schon zu unserem persönlichen Treffpunkt erklärt worden.

„Du hast also das Buch schon ausgelesen, Ratte?“

„Was?“

„Ja, ähm ... Ratte? Leseratte? Jetzt komm schon, Robin. Das sollte keine Beleidigung sein.“

„Ja, ich hab das Buch durch. Und es ist auf jeden Fall .... Es ist echt seltsam.“

Dennis streichelte über das Gras. Eine kleine Angewohnheit von ihm.

„Inwiefern seltsam?“

„Na ja, die ganze Idee. Es geht ja allgemein um eine Welt mit Menschen mit verschiedenen Hautfarben. Das allein ist schon ein cooler Aufhänger für eine Fantasy-Story. Aber es ist so realistisch geschrieben, gespickt mit Fakten, als hätte sich alles in der Realität abgespielt. Dieser Wahnsinn von einer „Menschen zweiter Klasse“-Mentalität. Rote Menschen, die abgeschlachtet werden. Schwarze Menschen, die versklavt werden. Einzelschicksale von Menschen. Und andere, die das Schicksal ihrer ganzen, wenn man so will, Rasse verändern. Und ich mein, da gibt es getrennte Bürgersteige. Gibt es in dieser Welt zu viel Platz, dass man alles doppelt bauen kann? Getrennte Toiletten, getrennte Clubs. Und Regeln, so unglaublich irrsinnig, welche Regierung der Welt sollte denn so einen Quatsch verfassen? Da wird eine Frau erwähnt, die sich im Bus nicht umsetzen möchte. Und dafür wird sie verhaftet? Das müsste eine Welt sein, in der die Menschen ansonsten keine Probleme haben.“

„Klingt so, als würdest du das Buch total lächerlich finden.“ Dennis schaute mich ernst an. So einen Blick war ich von ihm überhaupt nicht gewohnt, aber ich freute mich, dass ich anscheinend ernsthaft mit ihm über das Buch sprechen konnte. Vielleicht war er deshalb darauf gekommen, es mir zu schenken, weil er es selbst gelesen hatte.

„Also es klingt natürlich alles sehr weit hergeholt, aber an sich finde ich diese Entwicklung schon spannend. Und das Gefühl der Verbundenheit und der Brüderlichkeit, die immer weiter wächst. Einerseits unter den Menschen mit gleicher Farbe. Und andererseits aber auch dazwischen. Im letzten Kapitel ist es ja so, dass sogar in diesem einen großen Land einer von den Schwarzen Präsident wird.“

„Ja, es ist auf jeden Fall spannend und gut geschrieben. Doch ich frage mich, wie es wohl bei uns wäre? Vielleicht ist es nämlich gar nicht so weit hergeholt. Was wäre, wenn die Menschen in unserer Welt wirklich verschiedene Hautfarben hätten? Die einen sind braun, die anderen blau. Wie

würdest du dich gegenüber solchen Menschen verhalten?“

Genau diese Frage hatte ich mir auch gestellt. Überhaupt habe ich eine ganze Menge über das Buch nachgedacht.

„Na ja, Dennis, wenn sonst alles so ist, wie jetzt auch, dann glaube ich nicht, dass unsere Gesellschaft sich so entwickeln würde wie in dem Buch und eine bestimmte Gruppe diskriminiert wird. Ich meine, wir beide zum Beispiel haben doch auch zwei verschiedene Haarfarben. Ist deshalb einer von uns besser oder schlechter? Nein. Ebenso verhält es sich bei unseren Augen, wieso sollte es also bei der Haut so sein?“

„Sehe ich genauso. Grob über den Daumen gepeilt sind wir doch alle gleich, und darauf kommt es doch an und nicht auf das, was uns voneinander unterscheidet. Nur haben die Menschen in dem Buch eben etwas anderes geglaubt.“

„Wie kann man nur so etwas glauben. Kann ich überhaupt nicht nachvollziehen.“

„Ach na ja, ich weiß nicht“, murmelte Dennis. „Ich würde sagen bei den meisten war's so, dass ihnen die Eltern gesagt haben, was sie zu glauben haben. Wenn alle Welt sagt, Schwarze sind weniger wert, warum solltest du das hinterfragen? Die Menschen, die Kinder, die haben das alle so angenommen. Und irgendwann erst gab es ein paar schlaue Leute, die gemerkt haben: Hey, die Anderen sind genauso viel wert wie wir. Vielleicht sogar auch umgekehrt, sie selbst sind nicht besser als andere. Egal in wie weit sie sich unterscheiden.“ Dennis drehte sich auf den Rücken und schloss die Augen. „Letzten Endes kommt es immer darauf an, was man glaubt. Denn nur dann kann es für einen real werden. Ich meine, sieh mich an. Könnte ich der coolste Typ der Welt sein, wenn ich nicht selbst dran glauben würde?“

Dennis legte eine Redepause ein und ließ mich mit meinen Gedanken allein. Es kommt darauf an, was man glaubt. Damit sprach er etwas an, worüber ich die ganze Nacht nachgedacht habe. Was, wenn den Menschen dort drüben jemand gesagt hätte: Hey, ein Junge darf einem anderen Jungen keinen Sandkuchen schenken. Wie hätten sie reagiert? Hätten sie dazu einen Unterschied zu einem Jungen und einem Mädchen gemacht? Oder hätten sie die Gemeinsamkeit gesehen und mit aufrichtiger Freude gesagt: Hey, es ist doch ein Akt der Liebe und Zuneigung.

Ich betrachtete Dennis. Dennis mit schwarzer oder lila Haut. Ich prustete los. Ich stellte es mir zu ulkig vor.

„Was lachst du?“

„Ich hab nur versucht, dich mir mit einer anderen Hautfarbe vorzustellen.“

„Mit einer?“ Er hatte sich mit großen Augen aufgesetzt. „Robin, jemand so tolles wie ich hätte in der Welt da bestimmt eine Regenbogenhaut, die schillert und die Farbe ändert. Und im Rhythmus zur Club-Musik aufstrahlt. Ich wäre der einzige überhaupt, der mit Recht sagen könnte, bereits aufgrund der Hautfarbe was Besseres zu sein.“ Lächelnd blickte Dennis zu den Fontänen des Brunnens und stellte sich wohl gerade seine eben genannte Beschreibung vor.

Wir schwiegen eine Weile. Dann stellte ich ihm eine Frage, die mich die halbe Nacht wach gehalten hat.

„Dennis, meinst du es geht, dass man nicht glaubt, dass das Fräulein mit allem Recht hat?“

„Kommt auf dein Würfelglück an.“

„Lass deine Sprüche, das war eine ernste Frage.“ Ich wurde leicht ärgerlich, immerhin ging es hier um ein sehr wichtiges Thema für mich.

„Robin, ... ihr wisst da etwas nicht von mir. Auch, weil es in unserer Welt wohl auch besser unausgesprochen bleibt.“ Er atmete kurz ein, so bedächtig wie ich ihn noch nie erlebt habe.

„Ich glaube nicht an das Fräulein.“

Meine Augen wurden groß.

„Ich habe dort oben noch nie ein Piano gesehen, geschweige denn jemanden, der es herunter schmeißen könnte. Und ebenso wenig meine Eltern. Sie haben mich nicht mit dieser Religion aufgezogen, weißt du? Sie haben mir zwar gesagt, dass die meisten Menschen das glauben, doch ... ja, sie eben nicht. Und bisher ist noch kein Musikinstrument auf sie gefallen. Das heißt, einmal wurde meine Mutter von einem Drumstick getroffen, aber das war bei einem Rock-Konzert und der

Schlagzeuger hat sich hundertmal entschuldigt. Mittlerweile hat sie ihm verziehen. Ich hab gehört sie soll ihn geheiratet haben und das coolste Baby überhaupt mit ihm bekommen haben. Hoppla, das war ja ich.“

Dennis grinste mich an, doch ich hatte am Schluss nur noch mit halbem Ohr zugehört. Sie glaubten nicht an das Fräulein? Ich war bisher nur soweit gegangen, zu hinterfragen, ob das Fräulein alles richtig machte. Aber gar nicht an ihre Existenz zu glauben .... Das hat mich jetzt doch ein wenig geschockt. Bisher hatte ich mir so was gar nicht vorstellen können. Jeder glaubte doch an das Fräulein? Oder?

Es dauerte noch eine Weile, bis Ilka und Hope zu uns stießen. Die Zeit hatte Dennis genutzt, um seine Balance-Künste am Brunnenrand zu erproben.

„Dennis, bist du ins Wasser gefallen?“, fragte Ilka kichernd und strich ihm dabei durch die klatschnassen Haare. Dennis antwortete nicht, bohrte dafür aber in seinem Ohr, als hätte er Probleme beim Hören. Hope und ich schauten uns an. Über unsere Blicke signalisierten wir uns, dass alles in Ordnung war. Ich atmete innerlich auf.

Unseren Party-Abend verschoben wir dennoch ein weiteres Mal. Durch Dennis Wasserballett war er buchstäblich ins Wasser gefallen, denn nass wie unser Freund war, konnten wir ihn nirgendwohin mitnehmen. Und ein kranker Dennis ... nein, schon ein gesunder braucht genug Aufmerksamkeit.

„Woahh, wo sind wir denn hier? Das is´ ja mal richtig coole Musik.“

Ich tanzte ein wenig auf der Stelle. Wir waren in einem Club, von dem ich vorher noch nie gehört hatte. Aber er gefiel mir. Er war nicht zu klein, hatte aber trotzdem eine familiäre Atmosphäre und zu gutem Chart-Pop konnte ich immer noch am besten tanzen.

„Ich wusste, dass es dir gefällt.“ Ilka hüpfte auch schon auf und ab. „Ich hol mir mal was zum trinken. Komm mit, Dennis“, und schon zog sie ihn mit sich durchs Getümmel.

„Wieso waren wir bisher noch nie hier?“

„Na ja, die anderen beiden kennen den auch erst seit letzter Woche und ich dachte mir ...“

„OH MANN, Hope, Weißt du was da gerade läuft? Ich kann das alles auswendig mitsingen. Ich war damals ein unglaublich großer Fan von denen und hatte mein Zimmer voller Poster. Komm, lass uns tanzen.“

Niemand hätte sich dieser Aufforderung widersetzen können. Und so ließen wir alles, was wir hatten, zur Musik schwingen und kreisen. Die Lieder zogen an uns vorbei und eines war besser als das vorherige. Ich schloss meine Augen und genoss es, mich richtig lebendig zu fühlen. Da spürte ich eine Hand an meiner Seite. Hope. Er drückte mich an seinen Körper. Für einen kurzen Moment spannte sich mein kompletter Körper an. Doch Hopes Hände streichelten sanft über meinen Rücken, über meinen Kopf und ich beruhigte mich wieder. Die Spannung löste sich.

„Du bist sehr tapfer, mein Robin.“ Er sah mir tief in die Augen.

„Ich kann mich spiegeln“, murmelte ich. Verdammt, ich glaub, das war der falsche Moment.

Doch Hope lachte. „Mein Robin, nicht mal Zucker kann es mit dir aufnehmen, so süß bist du.“

„Meinst du? Also ich finde ich schmecke gar nicht so.“

„Aber haben wir nicht erst festgestellt, dass manche Dinge nicht so sind, wie du denkst? Lass mich das lieber überprüfen, ich denke, meinem Urteil kann man viel mehr trauen“ und ohne Vorwarnung beugte er sich zu mir herab. Er schien sich wie in Zeitlupe zu bewegen, während die Musik im gleichen Rhythmus weiter lief. Der Bass donnerte in meinen Ohren. Als würde eine Armee von Pianos auf das Dach des Clubs fallen, dachte ich. Diesen Gedanken ließ ich aber dann doch wieder ganz schnell fallen. Ich hatte in der vergangenen Woche Zeit gehabt, um all die vielen Informationen und Meinungen, die sich in meinem Kopf angesammelt hatten, selbst durch zudenken. Noch konnte ich nicht hundertprozentig sagen, wie sich mein Glaube nun zusammensetzte. Ob das Fräulein in meinem Leben noch Platz hatte oder nicht, doch ich glaubte auf jeden Fall, dass die Sammlung von Dieben und Mördern auch ohne mich komplett war und weder ich, noch sonst ein anderer Junge oder Mädchen, das so fühlte wie ich es tat, die Strafe von oben zu befürchten hatte. Von dieser

Überzeugung ermutigt, kamen meine Lippen Hope entgegen. Zärtlich küsstet wir uns, wuselten mit der Zunge in den Mund des anderen. Verdammst, ich glaube, ich sollte besser die Augen schließen. Das macht man dabei so, oder? Ich war eben noch ein blutiger Anfänger.

Hope und ich knutschten ein ganzes Lied lang. Die Freiheit hatten wir, denn in diesem speziellen Club würde es wohl niemanden geben, der sich daran störte. Als wir uns dann endlich voneinander lösten, flüsterte Hope: „Ohne Reli küsst sich´s besser! Oder was meinst du?“

„Meinst du nicht eher, überhaupt? Unsere bisherigen Kussversuche waren ja nicht wirklich von Erfolg gekrönt.“ Wir strahlten uns an. Dann blickte ich nach hinten zur Bar. Da stand Ilka, die einfach nur entzückt war von uns beiden. Und Dennis, der, jetzt wo er meine Aufmerksamkeit hatte, wie ein Fußballhooligan jubelte.

Danke, dachte ich nur im Stillen. Danke für so wunderbare Freunde.

Wie in einem Traum. Einem wunderbaren Traum. So fühlte es sich an, als ich ihm gegenüberstand, meinem Hope, genau an der gleichen Stelle, an der ich ihn vor ein paar Wochen zu Boden geschubst hatte. Eigentlich war mir gar nicht nach spazieren gehen, aber Hope meinte, wir bräuchten frische Luft.

„Ich hab aber keine Lust.“

„Na ja, eigentlich hast du die ja schon, aber nur nicht aufs spazieren gehen“, lächelte er.

„Du hast ja Recht.“ Ich zog eine Schnute. „Aber Sex ist einfach so schön! Verstehst du das denn nicht?“

Hope lachte. „Mein Robin, du musst mir einfach auch mal eine Pause gönnen.“

„Ja ja, Anfänger.“

„Das sagt hier der richtige. Bei unserem ersten Kuss im Club hattest du erst mal für ´ne halbe Ewigkeit die Augen offen. Weißt du, wie doof das aussieht?“

„Whooot? Woher willst du das denn wissen?“

„Ilka.“

Ich schnaubte. „Diese Petze, die kann was erleben.“

Wir schlenderten weiter. Zwar nicht Händchen haltend, aber dann und wann ließen wir unsere Hände einander streifen und tauschten einen flüchtigen Kuss aus.

„Oh, sieh mal, ein Spielplatz. Wollen wir auf die Schaukel?“

Hope sah mich erstaunt an: „Wie? Willst du mich nicht doch lieber zum Kuchen essen hier einladen? Das ist doch ... au, hör auf, mich zu stoßen.“

Ich liebte es, mit ihm herumzualbern. Doch für einen Moment hielten wir inne. Ein Junge saß am Rand des Sandkastens und sah mit Schuld bewusster Miene herauf zu seiner Mutter. „Die muss ich dir leider wegnehmen, Lars, mein Schatz. Du weißt, dass Mami nicht will, dass ein Piano auf dich fällt, ja? Spiel lieber hiermit“, und die Mutter nahm ihrem Kind sanft aber bestimmt die kleine Gießkanne aus der Hand und tauschte sie gegen einen Lederball aus.

Ich schüttelte den Kopf.

„Was meinst du, Hope, werden hier auch mal alle die Kurve kriegen und umdenken wie in meinem Buch?“

„Ganz bestimmt, mein Robin. Denn wenn du etwas aus dem Buch und aus den letzten Wochen gelernt haben solltest, dann, dass keine Wahrheit ewig verschleiert bleibt.“

„Apropos Wahrheit. Jetzt, wo du ja auch „mein“ Hope bist, wäre es da nicht fair, mir trotzdem zu verraten, welchen Namen du bei deiner Geburt getragen hast?“

Hope blickte unsicher zu Boden. Er stammelte: „Aber ... den hab ich seit dem Kindergarten niemandem mehr gesagt. Er ist einfach zu peinlich, das haben sogar meine Eltern eingesehen.“

„Name?“

„Wie kannst du nur so grausam sein? Ich dachte du liebst mich?“

„Name?“

Er zog für einen Moment einen Schmollmund, dann flüsterte er ihn mir ins Ohr.

„Hey, hör auf zu lachen! Robin, ich meine es ernst, hör auf zu lachen.“

Mit aller Gewalt versuchte ich, mir das Lachen zu verkneifen. Denk an das Piano. Nein, das klappt nicht mehr. Hoffentlich konnte ich den Namen für mich behalten. Wobei, ob es schlimm war, wenn zumindest Dennis und Ilka ihn erfahren würden?

„So, ich hoffe du bist zufrieden.“

„Ich will Sex.“

„Ach halt doch die Klappe“, sagte Hope und küsste mich. „Wir müssen echt noch an deinen Fähigkeiten arbeiten, wie man eine Konversation führt.“ Er wuschelte mir durch die Haare, dann machten wir kehrt und sahen zu, dass wir ja wieder in sein Zimmer kamen. Ich hatte ja schließlich noch sehr viel aufzuholen.

Bedrückt und verwirrt saß der kleine Lars am Sandkastenrand, den Ball hatte er links liegen gelassen. Er stützte seinen Kopf auf seine Hand und versuchte so gelangweilt wie nur möglich auszusehen. Was ihm aber nicht viel Mühe bereitete. Alles, was er heute machen wollte, war ein paar Blumen im Sandkasten einpflanzen. Aber konnte seine Mutter nicht verstehen, dass er das mit einem Ball nicht tun konnte? Eltern waren merkwürdig und scheinbar nicht die schlauesten. Scheinbar können sie ja keine vernünftigen Antworten geben.

Lars seufzte noch einmal so schwer, als wollte er das Mitleid der ganzen Umgebung erhaschen. Die Umgebung schien aber tatsächlich zu reagieren, denn plötzlich wirbelte eine Brise ein paar Blätter und Blumen auf, wehte sanft um das Gesicht des kleinen Lars und ließ ihn aufsehen. Der Wind tanzte über den Spielplatz, dehnte sich aus und zog sich dann direkt vor Lars zusammen, um eine Gestalt zu bilden. Eine Windgestalt, deren Konturen in der Luft nichts weiter zu erkennen gaben als ein Gesicht. Lars beobachtete das Gesicht, das nun mitten in der Luft schwebte.

Lars war nicht dumm, er wusste, das konnte nur eine Person sein.

Er erhob sich, nahm sich seinen Ball und blickte der Gestalt fest in die Augen.

„Bist du das Fräulein?“, fragte er neugierig. Sein Ton verriet aber, dass er die Antwort bereits kannte.

Die Gestalt schien zu nicken, wobei man das nicht sagen konnte, da das ganze Gesicht, bestand es doch nur aus Luft, in ständiger Bewegung war. Ihr Blick schien dem kleinen Lars allerdings Antwort genug zu sein.

Er hielt ihr seinen Ball entgegen. „Magst du mit mir spielen?“

Für einen Moment nahm der Wind zu und hob den Ball des Jungen empor. Der Ball schwebte ruhig in Augenhöhe mit der Windgestalt. Dann geschah etwas. Der Wind wurde zunehmend stärker, so dass Lars seine Augen zusammen kneifen musste. Blätter, Blüten und inmitten der Ball wirbelten durch die Luft. Lars konnte es nicht genau sehen, aber es schien, als würde das Fräulein auf ihn zu schweben. Er spürte einen leichten Druck auf seinem Kopf. Fühlte sich an wie ein Gutenachtkuss von Mami, dachte er. Dann ebte der Wind ab. Das Fräulein war verschwunden und mit ihr der Ball. Dafür lag vor Lars Füßen im grünen Gras etwas anderes. Lars klatschte begeistert in die Hände. Dann hob er seine neue Gießkanne auf und machte sich eifrig daran, ein paar Blumen zu suchen.